

SOPHIA BOGNER
PAUL HERTZBERG

JENSEITS VON EUROPA

**Was afrikanische
Unternehmerinnen
und Unternehmer
besser machen**

brandeins

Econ

Sophia Bogner & Paul Hertzberg

JENSEITS VON EUROPA

SOPHIA BOGNER
PAUL HERTZBERG

JENSEITS VON EUROPA

**Was afrikanische
Unternehmerinnen
und Unternehmer
besser machen**

Econ

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Econ ist ein Verlag
der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN: 9-783-430-21056-0

© der deutschsprachigen Ausgabe
Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2022
Redaktionsschluss: 1. August 2022

© für Karten: Peter Palm, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Scala OT

Satz: LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

*Für Lekemework Bogner und Paul Mevissen,
ohne die wir vielleicht nie aus Afrika berichtet hätten*

INHALT

VORWORT ODER: WARUM AFRIKA? 11

I AM DIVINE

(Divine Ndhlukula | Securico; Simbabwe) 19

SONNENAUFANG ÜBER DER GROSSEN SOLARANLAGE

(Jean-Marc Aie und Livane Bodain | Poro Power;
Elfenbeinküste) 39

DER BLUTLIEFERDIENST

(Temie Giwa-Tubosun | Lifebank; Nigeria) 61

KALTES LAND

(Tebogo Mosito | Ditsogo; Südfrika) 75

EIN KONTINENT FÜR ALLE

(Sarah Diouf | Tongoro Studios; Senegal) 97

SUPER SELFMADE STORY

(Eugene Mbugua | Young Rich; Kenia) 111

DER VIELLEICHT PERFEKTE MARKT

(Clarisse Iribagiza | Hehe; Ruanda) 135

KÜHE MIT FIESEN ZÄHNEN

(Peter Watson | Crocodile Creek; Südafrika) 149

MAMA CHEERS

(Julian Omalla | Delight Uganda; Uganda) 159

ALLES LOGISTIK

(Josh Sandler, Jean-Claude Homawoo,
Uche Ogboi | Lori; Kenia/Nigeria) **179**

A SERIOUS SERIAL SOCIAL ENTREPRENEUR

(Nomvula Mhambi | Ambiance, Disruptive
Innovation, Wash, Trends; Simbabwe) **193**

PARADISE LOST

(Derek Littleton | Luwire; Mosambik) **215**

GHANA GEGEN DIE GROSSEN

(William Tewiah | Zen Petroleum; Ghana) **241**

EINE APP VS. 3000 JAHRE

(Samrawit Fikru | Ride; Äthiopien) **259**

ALLE WEGE NACH KINSHASA

(Demokratische Republik Kongo) **285**

DANK 299



VORWORT ODER: WARUM AFRIKA?

WIR BERICHTEN SEIT vier Jahren gemeinsam aus Afrika. In Äthiopien haben wir über Riesenratten geschrieben, die darauf trainiert werden, Tuberkulose zu erschnüffeln, und in Westafrika Afroamerikaner begleitet, die in den Ruinen europäischer Sklavenforts nach der Heimat ihrer verschleppten Vorfahren suchten. Wir haben Minister interviewt, Sterneköche, Terroristen und Touristen. Wir wollten das volle Programm, den ganzen Kontinent. Wir fanden alles spannend. Aber jedes Mal, wenn wir nach Deutschland zurückkehrten, stellten wir fest: Das ging nicht allen so.

Wir sind jetzt Anfang und Mitte 30, gehören also zu einer Generation, die sehr selbstverständlich international denkt – und konsumiert –, die ›Squid Game‹ aus Südkorea bingewatched (und dafür dieses Wort benutzt), Szechuan-Dan-Dan-Nudeln in Berlin-Mitte schlürft, Kulturkämpfe aus den USA ausfechtet. Viele in unserem Alter haben irgendwo einmal irgendetwas im Ausland studiert. Kaum jemand, der noch nicht jenseits von Europa unterwegs war. Fast niemand, der noch nie geflogen ist. Auch wenn Corona, Krieg und Krisen dem in letzter Zeit einen Dämpfer verpasst haben, war das Lebensgefühl immer klar: Die ganze Welt geht uns etwas an, wir sollten, nein, müssen Zugriff auf sie haben. Und trotzdem hörten wir in den letzten Jahren immer wieder die gleiche Frage, von Freundinnen, Freunden und Kollegen: Warum Afrika?

Sophia kann sich noch gut an eine ähnliche Frage erinnern. Sie war ein kleines Kind, als sie sie zum ersten Mal hörte. Die Frage wurde nicht ihr gestellt, sondern ihrem Vater. Er ist sein Leben lang Unternehmer gewesen. Er reiste viel,

arbeitete viel, flog oft nach Südamerika, Indien und natürlich: nach China. In den 1970er-Jahren kam er zum ersten Mal nach Peking. Die Winter waren klirrend kalt und die Wohnungen unbeheizt, die Fahrräder auf den Straßen keine Folklore, sondern Zeichen der Armut. Die großen Hungersnöte waren vorbei, aber Hunger nach wie vor verbreitet. China war arm. Sophias Vater gründete dort eine Firma, ein Joint Venture. Er sah etwas, eine Chance. Und viele andere sahen das auch, ein unvermeidliches Land, einen Markt, den man nicht mehr ignorieren konnte. Aber das ging nicht allen so. Noch in den 90er-Jahren, als Sophia alt genug war, als kleines Mädchen mitzufliegen, nach Hongkong, nach Peking, wurde ihr Vater zu Hause in Deutschland gefragt: Warum China?

Es klingt paradox, aber häufig sind große Veränderungen so groß, dass wir sie lange übersehen. Weil sie die Summe kleiner Prozesse sind und nicht linear; weil sie erst im Nachhinein zwangsläufig wirken. Ob Afrika – der ganze Kontinent oder Teile davon – im nächsten halben Jahrhundert einen China-mäßigen Aufstieg hinlegen wird, kann keiner sagen. Was wir sagen können: Für das, was momentan dort geschieht, interessieren sich in Deutschland erschütternd wenige. Nichts über Afrika zu wissen, ist völlig salonfähig.

Gibt es dort Supermärkte? Ist es da gefährlich? Kann ich da mit Kreditkarte zahlen? Das wurden wir mehr als einmal gefragt. In Mosambik fanden wir uns in einem Bürgerkrieg wieder, von dem kaum jemand in Deutschland wusste, dass es ihn gab. Als Abdulrazak Gurnah aus Tansania 2021 den Literaturnobelpreis erhielt, hatten die meisten deutschen Literaturkritiker noch nie von ihm gehört. Afrika bleibt für viele hier ein Klischee – ein Ort höchstens am Rande ihrer Wahrnehmung. Das gilt für die Politik, das gilt für die Wirtschaft, das gilt für die Berichterstattung. Wie oft haben wir das gehört, wenn wir Redaktionen anschrieben: Schöne Idee,

aber nein, danke, wir hatten in den letzten Monaten schon eine Afrika-Story. Unser Nachbarkontinent, 54 Länder, 1,3 Milliarden Einwohner, bleibt eine Nische, ein Thema für Experten. Und vielleicht liegt das auch daran, dass Afrika uns so häufig verwirrt.

Der polnische Schriftsteller und Reporter Ryszard Kapuściński, der jahrzehntelang aus Afrika berichtet hat, schrieb in seinem Buch *Afrikanisches Fieber*: »Dieser Kontinent ist zu groß, als dass man ihn beschreiben könnte. Er ist ein regelrechter Ozean, ein eigener Planet, ein vielfältiger, reicher Kosmos. Wir sprechen nur der Einfachheit, der Bequemlichkeit halber von Afrika. In Wirklichkeit gibt es dieses Afrika gar nicht, außer als geographischen Begriff.« Um dieser Komplexität gerecht zu werden, müssten wir also nicht über Afrika sprechen, sondern über Dörfer, Städte, Länder, über Ghana, Kenia, Tansania, über Lagos, Kinshasa, Addis Abeba. Aber dafür gibt es keinen Platz. Also versuchen wir zu vereinfachen, sagen »Afrika«, und machen damit alles noch komplizierter. Denn wenn es etwas nicht gibt, können unsere Thesen dazu nicht stimmen. Afrika ist arm! Nicht überall. Afrika ist reich! Nicht unbedingt. Afrika zerfällt! Nur Teile davon. Africa is rising! Ja, aber um es mit den Worten eines Bekannten aus Ghana zu sagen: »Not every African is.« Mixed signals also, überall. Das verunsichert, irritiert, schreckt ab. Die Gleichzeitigkeit der Dinge überfordert – verständlicherweise.

Deswegen haben wir kein Buch über Afrika geschrieben, sondern eines über Menschen von dort. Deswegen ist es kein Buch über Wirtschaft geworden, sondern eines über Unternehmerinnen und Unternehmer. Deswegen ist »Jenseits von Europa«, was es ist: eine Sammlung von Porträts. Wir haben es uns einfacher gemacht – und hoffentlich auch Ihnen.

Hunter S. Thompson, ein US-Journalist, schrieb 1963 eine

Reportage mit dem Titel: »Warum dem Gringo südlich der Grenze so häufig der Wind ins Gesicht bläst«. Es ging um die antiwestliche Stimmung in Südamerika. Ein großes Thema. Thompson hätte Seiten mit politischen Analysen füllen können. Stattdessen konzentrierte er sich auf einen Mann mit einem Golfschläger, einen Briten, der von einer Dachterrasse aus, in einer kolumbianischen Stadt, Golfball auf Golfball in die Armenviertel schlug. 60 Jahre später begeistert uns diese Story noch immer. Sie ist uns hängen geblieben. Sie lieferte eine so einfache Antwort auf eine so komplexe Frage. Warum gab es so viele antiwestliche und vor allem anti-US-amerikanische Ressentiments in Südamerika? Weil sich viele Westler dort wie Schweine benahmen. Manchmal erklärt ein einzelner Mann mit Golfschläger mehr als 20 Seiten Essay.

Auch diese Erkenntnis hat uns inspiriert, dieses Buch zu schreiben. Nach diesen Geschichten haben wir gesucht. Wir haben uns ferngehalten von Experten, Symposien, offiziellen Empfängen. Stattdessen haben wir mit Machern gesprochen, mit Menschen, deren persönliche Geschichten so häufig stellvertretend stehen für ein ganzes Land. Um sie geht es in diesem Buch: Einzelpersonen, Gründerinnen und Gründer, ihre Visionen, ihre Erfolge und Misserfolge, ihre Firmen.

Es gibt viele Gründe, warum Unternehmerinnen und Unternehmer in Afrika so spannend sind wie kaum irgendwo sonst auf der Welt. Weil hier die Mittelklasse rasant wächst, in den letzten 30 Jahren hat sie sich verdreifacht – auf 330 Millionen potenzielle Kunden. Weil die Konsumausgaben in Afrika steigen, jedes Jahr um fast 4 Prozent. Weil der Kontinent der letzte fast unberührte Markt der Welt ist. Weil hier Branchen wachsen, die woanders stagnieren. Weil immer mehr Menschen in die Städte ziehen. Millionen wollen wohnen, essen, unterhalten werden, wollen Laptops, Kleider, Kunst, wollen kaufen, kaufen, kaufen, viele zum ersten Mal.

Aber der wichtigste Grund, weshalb Unternehmertum in Afrika so spannend ist, ist ein anderer.

Unternehmer tragen hier häufig eine besondere Verantwortung. Ihr Kontinent könnte ein Start-up-Paradies sein. Es gibt immer wieder Schlagzeilen, die das suggerieren. Tenor: Wo es viele Probleme gibt, ist auch die Nachfrage nach Lösungen groß. Aber noch ist es nicht so weit. Denn wo es viele Probleme gibt, gibt es vor allem: viele Probleme. Woanders wäre dafür der Staat zuständig. Die Regierung würde Infrastruktur schaffen, das Bildungssystem verbessern, die Telekommunikation ankurbeln. Aber in vielen Ländern Afrikas funktioniert das nur teilweise. Unternehmerinnen und Unternehmer tragen deswegen eine Verantwortung, die über ihr Business hinausreicht. Sie müssen auch die Voraussetzungen schaffen, unter denen ihre Firmen existieren können. Julian Omalla baut in Uganda nicht nur Mangos an, sondern lässt Dutzende Kilometer Straße in den Busch schlagen, um sie zu transportieren (S. 155). Samrawit Fikru revolutioniert in Äthiopien das Verkehrssystem einer ganzen Stadt (S. 259). Divine Ndhlukulas Security-Unternehmen wurde, als die Hyperinflation über Simbabwe kam, zum Sicherheitsnetz für Tausende Angestellte (S. 19). Diese Verantwortung macht Gründerinnen und Gründer in Afrika zu Allroundern, die besonders improvisationsfähig sind – und besonders resilient. »If you can make it here, you can make it anywhere.« Das sagte uns Uche Ogboi, eine CEO aus Lagos, Nigeria, am Ende eines langen, heißen Tages (S. 175). Fünf Minuten später fiel in ihrem Büro der Strom aus.

Alle, um die es in diesem Buch geht, wollen Geld verdienen. Selbstverständlich. Dafür haben sie gegründet. Sie sind Unternehmer. Sie wollen wachsen, wollen Erfolg. Aber das ist nicht alles. Sie alle sind auf ihre Weise patriotisch. Sie verfolgen eine Mission, die über ihr Produkt hinausgeht. Sie

wollen beweisen, dass ihr Kontinent sich verändert, dass sie keine Underdogs sind, dass sie es besser können. Als die eigenen, häufig korrupten, Politiker; als die Konkurrenz von außen, aus dem Westen, aus China; als die vielen NGOs und NPOs, die seit Jahrzehnten in ihren Ländern aktiv sind.

William Tewiah konkurriert in Ghana mit Shell und Total. Er will zeigen, dass ein Afrikaner in diesem Geschäft besser sein kann als die Europäer (S. 75). Sarah Diouf stellt im Senegal nicht irgendeine Mode her, sondern ein Stück Schwarzer Identität für Frauen überall auf der Welt (S. 93). Temie Giwa-Tubosun gelingt mit ihrem Blutlieferdienst in Nigeria etwas, woran Regierung und Hilfsorganisationen seit Jahrzehnten scheitern: Sie hat kritische Infrastruktur neu gedacht und verbessert (S. 61). Sie alle schaffen etwas Außergewöhnliches, das über Afrika hinaus bedeutsam ist: Sie zeigen, was Unternehmertum im besten Fall sein kann.

Als wir angefangen haben, über Afrika zu berichten, waren wir keine Wirtschaftsjournalisten. Das Thema war uns zwar nicht fremd. Sophia hatte als Managerin bei Burda gearbeitet, und auch Paul las regelmäßig die *Financial Times*, zumindest quer. Aber das Narrativ des Unternehmers, des verantwortungsvollen Mittelständlers als Stütze der Gesellschaft, das war für uns vor allem eins: gestrig. Wirtschaft, das war nicht die Lösung, sondern Teil des Problems, etwas, das die Politik endlich in den Griff bekommen musste. Wirtschaft, das waren die Elons, Jeffs und Zuckerbergs dieser Welt oder der Skandal auf Skandal ausbrütende VW-Vorstand. Afrika hat uns an etwas erinnert, das wir lange vergessen hatten: Unternehmertum kann helfen, kann Dinge besser machen. Und auch der Typus des anständigen Unternehmers ist noch nicht tot, auch wenn er es im Westen nicht mehr so häufig in die Schlagzeilen schafft. Natürlich ist auch er ein Klischee, aber eines, das in Europa wohl kaum jemand mit Afrika ver-

bindet. Dabei gibt es auf diesem Kontinent so viele von ihnen, Gründerinnen und Gründer, die beweisen, dass der Erfolg einzelner das Leben vieler verbessern kann, dass Geld verdienen sich lohnt – nicht nur für einen selbst.

Also, warum Afrika? Um es kurz zu machen: Weil alles andere idiotisch wäre, nicht kurzsichtig, sondern blind. Oder, noch simpler, frei nach Hunter S. Thompsons Golfspieler: Warum sollte uns Afrika interessieren? Weil dort interessante Menschen leben.

Wir sollten sie kennenlernen.

+++ Frauen unter Waffen +++ Die Queen of
Security +++ Wo sind all die Scheine
geblieben? +++ Auch die Mittelklasse will
beschützt werden +++ Klau, Klau, Klau +++ Der
neue Chef: das Krokodil +++ 4000 uniformierte
Arbeitsplätze +++ Als ein Land lieber einen
Mann verlieren sah, als eine Frau gewinnen zu
lassen +++ Wer zuletzt lacht +++



SIMBABWE: Divine Ndhlukula | Securico

I AM DIVINE

»HI, I AM DIVINE«, sagt Divine und rauscht aus dem Raum. Wir springen auf und rennen ihr hinterher. Rechts und links federn Mitarbeiter aus Bürostühlen, nehmen Haltung an. Die Chefin marschiert durch ihre Firma wie ein Drill-Sergeant in rosa Strickjacke. »Klack, klack, klack« machen ihre Absätze auf dem Beton. Kameras kleben an Wänden, draußen brummt ein Elektrozaun. Lastwagen fahren vor, mit bewaffneten Männern und Kisten voller Geld. Divine läuft an ihnen vorbei, uns im Schlepptau. Sie zeigt auf eine Halle, »da werden Scheine gezählt«, auf niedrige Baracken, »da lagern Gewehre«, auf eine Reihe Garagen, »da parken gepanzerte Jeeps«. Ein Mann steht stramm, als er sie kommen sieht. Er trägt die Firmen-Uniform, grün mit weißem Schriftzug auf der Brust: Securico. Er salutiert. »Wir sind keine paramilitärische Organisation«, sagt Divine, »aber ein bisschen Disziplin muss sein, sonst funktioniert hier nichts.« Wir stimmen zu. Zwar sind wir erst seit zwei Tagen hier, aber bisher hatten wir den Eindruck: In Simbabwe funktioniert tatsächlich sehr wenig.

Wir waren an einem Sonntag in Harare gelandet. Der Flughafen war öd und leer. Am Visa-Schalter gab es keine Schlange, der Strom fiel aus, der Grenzer war müde. »Nur Bargeld«, sagte der Mann zu uns, und wir gaben ihm unsere letzten Dollar. Ein Fehler. In der Ankunftshalle verstaubte ein ausgestopfter Löwe in einem Glaskasten. Ein Pappaufsteller machte Werbung für den Nationalpark Victoria Falls. Niemand schien zu arbeiten. Die Geschäfte waren geschlossen,

es gab keine SIM-Karten für unsere Handys und kein Taxi vor dem Ausgang. Aber vor allem gab es: kein Geld. Alle sechs Cash-Automaten im Flughafen waren außer Betrieb. FCB Bank, CBZ Banking und ZB Cash – nutzlose Kisten, blinde Displays. Hilflos irrten wir durch die Halle und schimpften, bis uns eine Stewardess half. »Ich kenne einen Taxifahrer«, sagte sie. »Er fährt euch auf Pump. Er ist das gewohnt.« Eine halbe Stunde später hielt ein schwarzer Toyota vor dem Terminal. Der Fahrer war ein sanfter Typ. Er hörte sich unsere Geschichte an. Dann lächelte er traurig und sagte: »Welcome to Zimbabwe.«

Auf dem Weg zum Hotel erzählten wir ihm von unserem Buch, von dem bevorstehenden Treffen mit Divine. »Ach, Doktor Ndhelukula von Securico«, sagte er. »Wir nennen sie nur: Queen of Security.« Schweigend fuhren wir weiter durch eine Stadt, die wie ausgestorben in der Nachmittagshitze lag, trotz der eineinhalb Millionen Menschen, die dort leben. Die Straßen waren staubig, breit und leer. Spirrelige Bäume warfen fransige Schatten. Und auch unser Hotel war, wie vieles in Simbabwe, in die Jahre gekommen: ein großer Bau aus Kolonialzeiten mit Säulengängen, holzvertäfelten Decken, einem Garten mit Steinskulpturen und runden Tischchen im Innenhof. Früher wurden hier sicherlich steile Partys gefeiert, von der Tropenhut-tragenden Verbrecher-Elite der Kolonien, aber jetzt waren wir die einzigen Gäste. »Wollen Sie wirklich hier schlafen?«, fragte der Mann an der Rezeption. »Wir haben keinen Strom, und das Bier ist warm. Ich möchte mich dafür entschuldigen.« Natürlich blieben wir. Abends saßen wir verloren auf der Terrasse, inmitten verblichener Größe. Es wurde dunkel. Wir hatten immer noch keine SIM-Karten fürs Handy, kein Internet und vor allem: kein Geld. Das Taxi, das Hotel, das warme Bier – alles lief auf Pump.

Geld. Darum geht es in dieser Geschichte. Knete, Schotter,

Cash. Daran scheitert Simbabwe schon immer. Früher war noch Geld da, aber es war unfair verteilt. Simbabwe war Rhodesien und beherrscht von einer weißen Minderheit. Die Weißen hatten Geld. Die Schwarzen eher nicht. Das konnte nicht funktionieren. Erst kam der Bürgerkrieg, dann das Jahr 1980: Aus Rhodesien wurde Simbabwe und Robert Mugabe erst Ministerpräsident, dann Präsident. Das Land feierte ihn, mehr noch, die ganze Welt. Richard von Weizsäcker nannte ihn »einen klugen, besonnenen Politiker«. Aber das war er dann doch nicht. Mugabe wurde vom Befreier zum Despoten, zu einem der größten Kleptokraten Afrikas. Seine Clique beklautete das Land und die Bevölkerung. Seine Frau, Grace Mugabe, genannt Gucci Grace, verprasste Millionen für Handtaschen, Hummer, Hotels, ein Milliardenärs-Leben in Pariser Boutiquen und auf Yachten in der Südsee. Mugabe und seine Kumpane stahlen und stahlen, bis kein Geld mehr da war. Dann druckte die Regierung es nach – in den 2000er-Jahren rutschte Simbabwe in eine Hyperinflation. Geld war nichts mehr wert, war nur noch buntes Papier. 2008 betrug die Inflation irgendwann 80 Milliarden Prozent – jeden Monat. Milliarden-Dollar-Noten wurden gedruckt. Ein Laib Brot kostete 500 Millionen. 2009 stampfte die Regierung die einheimische Währung deswegen ein und machte den US-Dollar zum Hauptzahlungsmittel im Land. Robert Mugabe ist seit ein paar Jahren tot. Simbabwe hat einen neuen Präsidenten und eine neue Währung, aber schon wieder die alten Probleme mit Geld. 2020 betrug die jährliche Inflation über 700 Prozent.

Geld also. Darum geht es noch immer in Simbabwe – auch in der Geschichte von Divine Ndhlovu, der »Queen of Security«: um die Gier, die es weckt, bei denen, die es nicht haben; um die Angst derer, die es besitzen.

Nach unserer ersten Nacht in Harare holte der Taxifahrer

uns morgens ab. Wir stiegen in seinen Toyota und machten uns auf die Suche nach Cash. Harare wirkte jetzt weniger ausgestorben, aber immer noch leer, eine seltsam dezentrale Stadt, nicht in die Höhe, sondern in die Fläche gebaut, ein Netz schnurgerader Straßen und ausgebleichener Mauern. Harare ist anders als die meisten Städte in Subsahara-Afrika. Das Klima ist nicht tropisch, sondern trocken, tagsüber heiß, nachts kalt. Es fehlen das typische Gewusel, das Gedränge, die Bananenstauden. Stattdessen wachsen feingliedrige Jacaranda-Bäume am Straßenrand, die fliederlila blühen, und die meisten Menschen sind freundlich und still. Harare fühlt sich an wie ein Tag im Spätsommer, als würde etwas zu Ende gehen. Stundenlang fuhren wir durch diese Stadt auf der Suche nach Geld. Wir probierten es an zehn Automaten. Aber alle waren tot oder leer oder die Schlangen davor so lang, dass das Warten nicht lohnte. Dann, gegen Mittag, fanden wir eine Maschine, die gerade gefüllt wurde. Männer fütterten den Automaten mit Kassetten voller Cash. Sie trugen grüne Uniformen und einen weißen Schriftzug auf der Brust: Securico. Und endlich konnten wir abheben: US-Dollar – was sonst –, die wir später umtauschten in die lokale Währung, zu einem schrägen Wechselkurs, bei einem dünnen, nervösen Typen auf einem Parkplatz hinter einer Tankstelle. Abends, zurück im Hotel, gab es noch immer keinen Strom, aber immerhin waren wir flüssig. Wir hatten einen ganzen Rucksack voll Geld: zwei Kilo ledriger, bunter Scheine in ziegeldicken Bündeln.

Am Morgen darauf sitzen wir in Divines Büro, und die Queen of Security lacht uns aus. Den Rundgang über das Firmengelände haben wir absolviert, die gepanzerten Jeeps gesehen, die Baracken, die Tresore. Jetzt sitzen wir an Divines Schreibtisch – und sie kann kaum aufhören zu lachen. Sie kann hart sein und streng, und häufig musste sie das auch

sein. Aber über uns lacht sie hemmungslos und begeistert, mit Tränen in den Augen. Diese Europäer! Das kann sie kaum fassen. Kommen nach Simbabwe und wollen Geld abheben. Wie herrlich! Und wechseln es dann in die lokale Währung. Idioten, unglaublich! Divine Ndhlukula ist Anfang 60, eine kleine Frau, knapp 1,60 groß. Sie trägt eine lila-getönte Brille und eine rosafarbene Strickjacke. Wenn sie gut gelaunt ist und sich amüsiert – über Europäer auf der Suche nach Geld, über die Idiotie von Männern im Allgemeinen und der Regierung Simbabwes im Besonderen –, könnte man sie für eine freundliche, etwas schadenfrohe Großmutter halten. Aber eben: für eine Großmutter mit dem Befehl über 4000 Männer und Frauen unter Waffen.

Ihre Firma Securico ist eines der größten Sicherheitsunternehmen Simbabwes. Ihr Produkt nennt Divine: »360 Grad Sicherheitsdienstleistungen«. Im Klartext heißt das: Securico macht alles, was irgendwie mit Sicherheit zu tun hat. Das Unternehmen stellt bewaffnetes Wachpersonal für die Industrie, für Firmenzentralen, Botschaften und NGOs, für Privatleute. Gleichzeitig verkauft und installiert es Sicherheitssysteme, also Überwachungskameras, Stacheldraht- und Elektrozäune, Alarmanlagen, Stahltore und – weil so häufig der Strom ausfällt – auch Solaranlagen, um das Ganze zu betreiben. Securico trainiert Wachhunde. Securico transportiert Wertgegenstände. Securico hat eine schnelle Eingreiftruppe, die in Jeeps angerast kommt, wenn irgendwo ein Alarm loschrrillt. Aber das vielleicht wichtigste Produkt der Firma ist ein anderes: »End to End Cash Management«. Darin ist Securico Marktführer in Simbabwe. Divines Unternehmen bewegt, verwaltet, verteilt Bargeld. Es sammelt die Scheine bei seinen Kunden ein, zählt und sortiert sie, lagert das Geld und zahlt es aus. Das macht Securico für große Unternehmen und Stiftungen, die Mitarbeiter und Projekte bezahlen müssen,

und ihre Umsätze nicht in Simbawwes wackeligen Geldinstituten anlegen wollen, aber auch für die Banken selbst. Von den 16 größten Banken des Landes gehören elf zu Divine Kunden. Jeden Tag bewegt Securico tonnenweise Bargeld für sie. Und das nicht nur in Harare, sondern im ganzen Land. Dieses Geschäft hat Divine zu einer der erfolgreichsten Unternehmerinnen Simbawwes gemacht und vor allem: zur berühmtesten.

Um die Queen of Security gibt es einen Hype wie um einen Popstar. Googelt man »Divine Ndhlukula«, schlägt die Suchmaschine als Erstes vor: »Divine Ndhlukula Privatvermögen«. Alle wollen wissen, wie viel Geld die Frau gemacht hat, deren Firma so viel davon bewegt. Und die Schätzungen gehen weit auseinander. 2 Millionen US-Dollar, schreibt eine Website. 800 Millionen, schreibt eine andere. Und ein Online-Klatschblatt aus Simbabwe: fast 2 Milliarden. Divine lacht. Alles Unsinn, sagt sie. Aber die Spekulationen zeigen: Securicos CEO ist berühmt. Journalisten aus der ganzen Welt haben über sie berichtet, die BBC, *Forbes*, der *Economist*. Und überall in Afrika sagen uns Unternehmerinnen, Divine sei ihr Vorbild. Aber am größten ist ihr Ruhm in Simbabwe selbst. »Sie ist die Einzige hier, die sauber ist«, sagt uns eine Freundin. Und eine Taxifahrerin: »Sie hat das Land verändert.« In Harare spricht man über Divine mit großen Augen wie über eine Legende: Sie sei eine integre Geschäftsfrau in einem durch und durch korrupten Land; eine Unternehmerin, die reich geworden sei trotz wirtschaftlichen Niedergangs; eine Millionärin, die zuerst an ihre Angestellten denke. Fest steht, Divine Ndhlukula ist das, was viele Simbawwer an ihrer Heimat vermissen: über Jahrzehnte hinweg erfolgreich. Sie selbst sagt: »Ich bin ein Vorbild. Ich war schon immer so.«

Divine Ndhlukula wurde 1960 geboren, in Gutu, heute eine Kleinstadt, damals ein größeres Dorf. Sie hatte einen

Zwillingsbruder, nur Stunden älter als sie, und sechs kleine Geschwister. Sie waren ein Kinderschwarm, machten alles zusammen: spielen, lernen – und arbeiten. Divines Vater war ein wohlhabender Mann, so wohlhabend eben, wie man als Schwarzer in Rhodesien sein konnte. Er betrieb eine Farm und in Gutu zwei Shops, Gemischtwarenläden für Alltagsbedarf. Dort half Divine mit, seit ihrem vierten Lebensjahr. Morgens um fünf, bevor es hell wurde, war sie schon wach, stapelte Plastikwaren in Pastellfarben und glänzende Süßigkeiten, sortierte Streichhölzer, Waschmittel, Batterien, legte Mangos aus, Eier, Milch, Ananas, das ganze Haben-Wollen und Haben-Sollen der Dorfgemeinschaft. Und abends, wenn die Sonne über Gutu unterging, machte sie weiter. Neonröhren flammten auf, der Shop wurde zur Bar. Divine wusch ab, räumte auf, servierte kaltes Bier in großen braunen Flaschen bis spät in die Nacht. »Ich habe früh gelernt zu arbeiten«, sagt sie. Das war ihr ganzer Kosmos. Das und natürlich: die Schule. Denn wenn sie nicht arbeitete, lernte Divine. Sie war schon als Kind gnadenlos fleißig. Sie hatte schon damals große Pläne.

Divine kam in einer britischen Kolonie zur Welt. Ihre Kindheit erlebte sie im weißen Rhodesien, ihre Teenagerjahre im Bürgerkrieg um die Freiheit Simbabwe. Ihr Vater war Nationalist, ein Anhänger Mugabes. »Wenn er heute noch leben würde«, sagt Divine, »wäre er verzweifelt angesichts dessen, was aus seinem Land geworden ist.« Aber damals, in den 70ern, war Simbabwe Niedergang weit weg und Robert Mugabe ein Freiheitskämpfer. Divines Vater ging auf Demonstrationen, hielt Reden, wurde verhaftet. Abends sprach er mit seiner Tochter über Politik. Sie war sein Lieblingskind, dieses schlaue Mädchen, das er »Divine« genannt hatte, »göttlich«. Jeden Tag brachte er Kampfschriften nach Hause, Zeitungen, Pamphlete – und seine Tochter las sie alle. »Ich war

schon immer politisch«, sagt sie. »Hätte ich Präsidentin werden wollen, hätte ich das sicher auch gekonnt.« Ende der 70er-Jahre spitzte sich der Bürgerkrieg zu. In Gutu, auf dem Land, wurde es immer gefährlicher. Und Divines Vater zog mit seiner Frau und seinen acht Kindern nach Harare. Dort ging Divine zur Universität. Es war 1980. Simbabwe war gerade geboren worden. Und Divine Ndhlukula studierte nicht Politik oder Recht oder Geschichte. Sie studierte Buchhaltung. »Egal, wie gut die Idee ist«, sagt sie, »über den Erfolg entscheiden am Ende die Zahlen.«

Heute, mehr als 40 Jahre später, sitzt Divine in ihrem Büro, inmitten von Urkunden und Auszeichnungen und lehnt sich zurück. Die Zahlen sehen gut aus, sehr gut sogar. 4200 Menschen arbeiten inzwischen für Securico, die meisten von ihnen im Wachdienst. Viele von Divines Kunden sind große Unternehmen, die Industrieanlagen betreiben oder Minen im Landesinneren. Für sie organisiert Securico die gesamte Sicherheitsstruktur. 2021 machte die Firma mehr als 20 Millionen US-Dollar Jahresumsatz. 70 Prozent davon mit Wachdiensten, den Rest mit der Installation von Sicherheitssystemen und dem Transport von Geld. Wie viel Gewinn Divine verbucht, will sie nicht sagen. Nur so viel: Was sie gewinnt, behält sie selbst. Securico hat keine Investoren, Divine keine Teilhaber. Ihr Unternehmen gehört ihr zu 100 Prozent, und es wächst jedes Jahr. »Je unsicherer die Wirtschaft, je wackeliger die Währung«, sagt Divine, »desto weniger vertrauen Menschen den Banken und dem Staat.« Desto wichtiger werden Bargeld-Reserven in Dollar, Euro, Pfund. Die wiederum müssen gesichert werden, transportiert, bewacht. Denn wo viel Geld rumliegt, wird viel Geld gestohlen. In Simbabwe steigt die Zahl bewaffneter Überfälle. Die Kriminalität nimmt zu. Es profitieren: die Sicherheitsunternehmen.

Die meisten Deutschen denken bei diesem Wort vermutlich an den traurigen Kerl, der nachts im leeren Foyer der Firmenzentrale Handyspiele spielt oder Personenschützer für Promis. Sicherheitsunternehmen sind nicht Teil unseres Alltags. Mehr noch: Sie haben den Ruch des Militärischen, wirken irgendwie unfein. In Deutschland hat man vielleicht eine kleine Alarmanlage oder eine Kamera an der Garage. Aber Stacheldraht oder Elektrozaun – das sind Pfui-Wörter. Das erinnert an Grenze, Gewalt, Unfreiheit, DDR. Aber in vielen afrikanischen Ländern ist das Gegenteil der Fall. Wo Armut herrscht, herrscht auch Kriminalität. Wo die Mittelschicht wächst und der Reichtum, wächst auch der Wunsch, ihn zu beschützen. Hier bedeutet Sicherheitsinfrastruktur: Freiheit, Freiheit von Angst. Auf dem Kontinent sind Stacheldraht und bewaffnete Wächter völlig normal. Nicht nur die ganz Reichen sehnen sich nach Sicherheit, auch die Mittelschicht möchte geschützt werden. Für alle außer den Armen spielt ein Großteil des Lebens hinter Mauern: Gärten, Bars, Restaurants – sind praktisch immer in Innenhöfen. Deswegen ist Sicherheit eine Riesen-Industrie, die mit der Wirtschaft des Kontinents weiter wachsen wird. Wie groß sie in Simbabwe bereits ist, lässt sich nur schwer beziffern. Dafür ist das Land zu klein und zu korrupt, die Statistiken sind zu schlecht. Aber im Nachbarland sieht man bereits, wohin sie sich entwickeln könnte. Südafrika hat den viertgrößten Security-Sektor der Welt. 8 Milliarden US-Dollar setzt die Branche dort im Jahr um. Sie beschäftigt 300.000 Mitarbeiter. Auf jeden Polizisten kommen in Südafrika deswegen mehr als zwei private Wachmänner. Das kann ein Problem sein. Das ist es auch schon. Denn nur, weil das Bedürfnis nach Sicherheit groß ist, wird es nicht automatisch professionell befriedigt. Auch in Afrika ist Security häufig ein Schmuddelgeschäft, ein Sektor für zwielichtige Typen, für Ex-Militärs

und Trinker, für Männer, die woanders keine Chance hatten. So war das auch in Simbabwe, jahrzehntelang. Dann kam Divine mit Securico.

Es ist seltsam, das über einen Ort zu sagen, voller Uniformen und Menschen mit Waffen, aber in Divines Hauptquartier ist es außerordentlich nett. Die Gebäude sind im blassen Grün der Firma gestrichen. Zwischen den Hallen gibt es Blumenbeete und Schotterwege. Alles sehr sauber, alles sehr ordentlich. Wenn abends die Sonne untergeht, flutet das Weichzeichnerlicht des südlichen Afrikas das ganze Gelände. Dutzende Trucks stehen auf dem warmen Asphalt. Und die Besatzungen der Wagen, Hunderte Männer und Frauen, hocken daneben, essen aus Styroporschachteln, unterhalten sich. Alle sind freundlich, zuvorkommend, beflissen. Und uns wird klar: Das ist ein Teil von Securicos USP. In kaum einer Branche ist es so wichtig, dass die Auftraggeber sich wohlfühlen. Niemandem muss man mehr vertrauen als dem Mann mit Gewehr, der aufs Geld aufpasst. Securico war das erste Sicherheitsunternehmen aus Simbabwe, das mit einer ISO-Norm zertifiziert wurde. (Inzwischen sind es drei.) Und es ist noch immer das einzige im Land, das bei Management, Gesundheit, Umwelt und Sicherheit allen internationalen Standards entspricht. Deswegen sind die meisten ausländischen Firmen, die in Simbabwe eine Niederlassung betreiben, Divines Kunden – und fast alle Botschaften, Konsulate und internationalen Vertretungen. Sie alle glauben an Securicos Versprechen: »Committed to Quality und Excellence«. Sie alle vertrauen Divine, einer Frau, die erst mit 40 ihre Firma gründete, die zu Beginn völlig fachfremd war, die nur durch Zufall zum Security-Business kam – und durch eine familiäre Katastrophe.

Nach ihrem Studium in Harare hatte Divine ihr Leben im Griff. Zumindest dachte sie das. Sie war Mitte 20. Sie hatte

geheiratet – einen Ingenieur, der sie liebte. Sie besaß ein eigenes Haus mit Garten und arbeitete als Buchhalterin bei Old Mutual, einem panafrikanischen Banken- und Versicherungskonzern. Dann starb ihr Vater. Divine spricht ungern darüber, noch immer. Sie stockt, zögert, schiebt die lila Brille auf der Nase auf und ab. Sie redet lieber übers Geschäft, das kann sie: Umsätze, Margen, Mitarbeiter. Über ihr Privatleben hält sie sich bedeckt. Sie ist eine Perfektionistin. Sie mag Geschichten, die so geradlinig sind wie Harares Straßen. Aber ihre Biografie war das nicht immer. Divine atmet durch, sortiert die Vergangenheit und sagt schließlich: »Mein Bruder war ein Versager.« Fünf bittere Worte, auch jetzt noch. Die Geschichte mit ihrem Bruder ist der Tiefpunkt ihrer Erfolgs-story. Es ist eine Geschichte über ein doppeltes Versagen: über einen Menschen, der scheiterte, und über ein System, das lieber einen Mann verlieren sah, als eine Frau gewinnen zu lassen.

»Simbabwe war lange ein Land, in dem Männer alles bekamen«, sagt Divine. Wenn jemand starb, erbte der älteste Sohn. So war das auch bei ihrer Familie. Als ihr Vater starb, ging seine Farm, sein Haus in Harare, seine Geschäfte, ging alles: an Divines Zwillingbruder. Ihre Mutter lebte noch. Aber das spielte keine Rolle. Der Bruder erbte, was seine Eltern aufgebaut hatten – und fuhr es in wenigen Jahren gegen die Wand. Er war ein wütender Mensch. »Selbstsüchtig«, sagt Divine. Er trieb die Geschäfte in den Ruin, ließ die Farm verkommen, verlor das Haus, machte Schulden. Er ließ sich nicht helfen, schon gar nicht von seiner immer so fleißigen Schwester. Er trank. Er spielte. Er setzte seine Mutter auf die Straße und all seine Geschwister. Und wohin gingen sie? Zu Divine. Sie war erst Mitte 20, aber jetzt die Chefin einer großen Familie. Auf Dauer, das war ihr klar, ließ sich diese Verantwortung mit dem Salär aus dem Buchhalter-

innen-Job alleine nicht stemmen. Deswegen setzte Divine alles auf eine Karte. Sie nahm eine Hypothek auf ihr Haus auf, verkaufte den Großteil ihres Besitzes, sammelte an Geld, was sie und ihr Mann hatten, und kaufte ihrem Bruder das Letzte ab, was er noch besaß: die Farm seines Vaters. Sie kündigte ihre Stelle bei Old Mutual. »Bist du dir sicher?«, fragte ihr Chef. Und Divine sagte: »Ich bin jetzt Farmerin.« Sie heuerte Männer an, kaufte Traktoren, ließ Mais aussäen. Es war das Jahr 1984. Es kam: eine der schlimmsten Dürren der letzten Jahrzehnte. Nichts wuchs mehr in Simbabwe. Die Wirtschaft brach ein, um mehrere Prozent. Divines Farm war tot. »Mir blieb nichts anderes übrig, als um meinen alten Job zu betteln«, sagt sie. Sie hatte Glück. Die Versicherung nahm sie zurück. Und Divine fing von vorne an.

»In einem Land wie Simbabwe darf man nie nur ein Geschäft haben«, sagt sie heute. Das habe sie damals gelernt. Und sie hat sich daran gehalten. 15 Jahre lang arbeitete sie weiter bei Old Mutual – aber nie nur dort. In ihren Mittagspausen raste sie an den Stadtrand, kaufte günstige Kleider beim Großhändler, fuhr zurück und vertickte sie aus dem Kofferraum an ihre Kollegen. Dann fing sie an, selbst zu produzieren, stellte eine ihrer Schwestern ein, ließ sie die Klammotten designen. Divine gründete ein Catering-Unternehmen für Firmenkantinen, auch das übergab sie ihren Geschwistern. Sie kaufte einen LKW und wenn sie ihn nicht nutzte, vermietete sie ihn tageweise an Umzugs- und Bauunternehmen. Und nebenbei betrieb sie weiter ihre Farm. Nachdem der Mais vertrocknet war, kaufte sie Hühner und Rinder. Heute ist die Queen of Security im Nebengeschäft eine der größten Viehzüchterinnen Simbabwes. Bei Old Mutual wurde Divine weiter befördert. Sie reiste ins Ausland, nach Südafrika und Ägypten, in Hotels und Firmenzentralen, an Orte also mit hohen Mauern, Elektrozäunen und Sicherheitsmännern.